

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	8 (1935-1936)
Heft:	7
Artikel:	Aus dem Tagebuch des Doktor Alhard : Vermächtnis eines Jugendführers
Autor:	Sauer, Will
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-850457

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wo der Dichter von dem gewählten Versmaß abweicht, wo er Sprünge macht, Enjambements zuläßt, schwebende Betonung verlangt, wo er den Vers plötzlich verkürzt oder verlängert; wo er eine charakteristische Bewegung, zum Beispiel einen Ritt, das Strömen des Wassers nachbildet, wo er Lautmalerei übt. Sich in die Natur des dargestellten Stoffes einleben, ist eine Hauptbedingung für das Verständnis der technischen Formen. Solche Beobachtungen kann man ja schon auf der Unterstufe anstellen und braucht dazu nicht einmal das Vokabular der Metrik aufzuschlagen. Auch das Aufzeigen der Gliederung eines Gedichtes soll im selben Geiste erhalten werden. Meisterstücke, wie Mörikes „Um Mitternacht“, um nur ein Beispiel zu nennen, wird erst dadurch zu voller Wirkung verholfen.

Zuletzt sei noch die Frage des Auswendiglernens gestreift. Ist ein Gedicht richtig vorgetragen, erklärt, eingelesen worden, so ist ein Teil seiner Verse gewiß schon in manchem Kopf und Herzen haften geblieben, und dies in der vom Lehrer gegebenen künstlerischen Auffassung; es besteht also die Gefahr des gedankenlosen Memorierens nicht mehr. Ob man dabei so weit gehen soll, wie wir es seinerzeit auf einer germanischen Tagung von C. Bojunga an dem Gedichte von Rilke „Der Ritter“ haben üben sehen, erscheint mir fraglich. Bojunga sprach das Gedicht zuerst allein, dann begann er in unermüdlichem, suggestivem Vorwiederholen seine Zuhörerinnen, die keinen Text vor sich hatten, allmählich in den Rhythmus und den Wortlaut der Versreihen hineinzureißen. Es war damals recht erfolgreich und eindrucksvoll, erscheint mir aber zarter Lyrik gegenüber doch als ein zu gewaltsames Verfahren, wie überhaupt das Chorsprechen nur mit strengster Auswahl und nur an Gedichten zu praktizieren ist, die gemeinsames Erleben und Sprechen darstellen, wie Scharliedertexte, Chöre in Dramen, C. F. Meyers „Chor der Toten“ u. a.

Das Auswendiglernen sollte nicht als Pflicht, sondern als Freude empfunden werden, als natürlichste Art, einem Gedicht ganz nahezukommen — par cœur —, es zum seelischen Besitz zu machen. „Es sollte so sein, daß es fast kein schönes, im Unterricht berührtes Gedicht gibt“, sagt

Alfred Schmidt¹⁾), „das nicht wenigstens einige Schüler der Klasse frei hersagen können.“

Aufgegeben werden sollte nicht bruchstückweise, sondern nach einer längeren Frist sollte man das ganze Gedicht verlangen, denn sonst würde die reine Gedächtnisleistung zu sehr in den Vordergrund gerückt und das Kunstwerk entwürdigert werden. Aber auch das Halbauswendiglernen von Gedichten hat etwas für sich. Es prägen sich dabei besonders wirksame, dem einzelnen persönlich zusagende Stellen ein. Und der Lehrer hat dann auch den Beweis, daß der Schüler das Gedicht zu Hause wirklich eindringlich gelesen hat. Daß der Lehrer selbst viele Gedichte auswendig sprechen könne, habe ich schon als wünschenswert hingestellt. Er wirkt dadurch auf die Schüler ganz außerordentlich aneifernd und überzeugend.

Ich möchte nicht schließen, ohne einen sehnuchtsvollen Blick in jene schöne Zeit zurückgeworfen zu haben, da es noch deutsche Übungsstunden gab. Sie muß gerade der schmerzlich vermissen, der einer Gedichtstunde die Weihe eines ungewöhnlichen Kunsterlebnisses zu geben wünschte. Hier konnte sich der tiefste Zweck des Deutschunterrichtes auch deshalb leichter erfüllen, weil infolge der Freiwilligkeit der Teilnahme der Kreis ein gewählter war, der seelische Kontakt zwischen Lehrer und Schüler sich rascher einstellte, und wie Schönbrunn²⁾ sagt, „der geistige Assimilierungsprozeß vorbereitet werden konnte, der zu wahrem Genuß in einer Klassengemeinschaft die Voraussetzung ist. Denn wahrer heimlicher Genuß in größerer Gesellschaft ist doch bloß möglich, wenn ein Duft der Gewißheit des Zusammenschwingens über allen schwebt. Dazu muß erst mal eine einheitlich gesinnte Schar gewonnen werden, der sich dann langsam der eine oder der andere später anschließen.“

Heute aber heißt es die härtere Arbeit leisten: In der ganzen Klasse, trotz Schulprosa, Stundenplanenge, träger und hemmender Elemente, trotz eigener Überarbeitung die Stimmung so gut zu „kommandieren“, als es eben geht.

¹⁾ „Kunsterziehung und Gedichtbehandlung.“ Verlag Klinkhardt, Leipzig, 1921.

²⁾ A. a. O.

Aus dem Tagebuch des Doktor Alhard

Vermächtnis eines Jugendführers. Von WILL SAUER

Vor kurzem erschien im „Heinz Schnakenburg Verlag“, Berlin, „Das Tagebuch des Doktor Alhard. Vermächtnis eines Jugendführers“. Von Will Sauer. 302 S. Es handelt sich um ein Buch, das speziell für Lehrerkreise ungemein interessant ist. Ein Lehrer, der — eben von schwerer Krankheit genesen — mit seinem ganzen jugendlichen Enthusiasmus seine pädagogische Tätigkeit in einem Schulheim in der Art eines Landerziehungsheimes beginnt, zeichnet die täglichen Beobachtungen und Erfahrungen im Verkehr mit dem Direktor, mit Kollegen und Jungs auf. Frohes und Ernstes, Hochgefühle erzieherischen Lebens und bitterste Erkenntnisse. Im Rahmen dieser Alltagserfahrungen entwickelt sich gleichzeitig die Tragödie eines jungen Menschenlebens, die dem ungemein feinstinigen Buche einen leisen Grundton der Trauer verleiht. Es dürfte wohl nicht manchen Lehrer geben, der nicht da und dort eigene, persönliche Erfahrungen anklingen hört. Und kaum ein Jugendbildner kann sich wohl den Impulsen entziehen, die von der so lebensnahen und jugendverbundenen Persönlichkeit Doktor Alhards und seiner Auffassung der Einzigartigkeit und Hoheit des Berufes eines Menschenbildners, ausgehen. Dabei ist der Verfasser ein Schriftsteller, der zu formen und kaum Geahntes in Worte

zu fassen versteht. Es gereicht uns darum zur besonderen Genugtuung, daß wir das Veröffentlichungsrecht einiger Kapitel vom Verlag erwerben konnten. Da wir jedoch infolge Raumangst leider nur Bruchstücke veröffentlichen können, so ließen wir jene Stellen, die das spezielle tragische Knabenschicksal behandeln, das nur bei ganzer Lesung des Buches verständlich ist, weg. Mancher Leser wird wohl angeregt werden, sich das ganze Buch zu verschaffen. Er wird es nicht bereuen!

L.

Prolog.

„Mutter,“ sagte der Kranke. Kein Wort weiter. Aber es war, als ob der ganze Inhalt seiner Seele damit ins Leben quoll.

Und als er es sagte, wandte er das Haupt hinüber zu der Frau, die in der Fensternische auf einem weichen Polsterstuhle ruhte, und ein heimliches Licht leuchtete in seinen müden Augen leise auf.

„Mein Liebling,“ flüsterte die Frau, erhob sich ohne Umstände aus dem Sessel, glitt hinüber ans Krankenlager, griff

nach den schmalen weißen Händen des Sohnes und sah ihm mit ihren blauen, schönen, guten Augen bis auf den Grund des Herzens.

„Wärum habt ihr mich willenlos gemacht?“ fragte der Kranke jetzt und seufzte schwer.

Begütigend antwortete die Mutter: „Der Professor wünschte die Operation.“

„Und ist der Blinddarm nun entfernt — endlich, endlich?“

„Du bist außerhalb jeder Gefahr. Das sei dir genug, und daran erfreue dich.“

Lautlos ließ sich die Mutter bei diesen Worten auf den Stuhl nieder, der dem Bette zur Seite stand, und blickteträumerisch in die Ferne.

„Ich fühlle es“, sagte der Kranke, die Stille unterbrechend, „irgendwie ist's anders gekommen, als es kommen sollte.“

Groß starrte er die Mutter an.

Sie aber neigte sich über ihn, legte ihre rechte Hand, eine kluge, zarte Frauenhand, auf sein langes, weiches, blondes Haar und sprach besorgt:

„Wir mögen das nicht verstehen, was den Ärzten richtig erscheint. Die Gefahr ist beseitigt, gottlob, nun sei stark und zuversichtlich.“

„Warum aber eine Operation, wenn sie nicht zum Ziele führte?“

„Der Professor sprach von unvorhergesehenen Zwischenfällen. Sorge dich nicht. Wenn die Wunde geheilt und du wieder wohlauft bist, wird er es uns erklären.“

Der Kranke schwieg. Seine Augen glühten. Seine Seele geriet in Schwingungen, die sich zu Tönen fortspannen, zu stillen, wundersamen Melodien.

Und dann sagte er:

„Mutter, die Krankheit hat mich gesegnet!“

„Wie?“

„Hinfort soll der Vater mit mir zufrieden sein.“

„Er hat sich niemals über dich beklagt!“

„Und du sollst erleben, daß dein Segen auf mir ruht.“

„Mich ängstigen deine Worte. Wovon sprichst du? Plage dich nicht mit trüben Gedanken. Ich weiß, daß du den rechten Weg finden wirst.“

„Ihr nanntet mich oft spöttisch einen literarischen Bummel.“

„Im Scherz — doch nur im Scherz! Weil dich dein Doktorstitel allein nicht vorwärtsbringt. Nicht der Titel und nicht deine Ideale. Denn nach diesen Gütern fragt das Leben nicht. Aber...“

„In traulich träumerischer Stunde daheim in deinem Zimmer, sagtest du mir mal: Kind, könntest du ermessen, mit wieviel Liebe du erwartet wurdest.“

„Hast du das nicht vergessen?“

„Die Krankheit hat mir den Sinn deiner Worte erst vollkommen verständlich gemacht. Siehst du, Mutter, die Bilder, welche ich sehe, die Schönheit, die Farben, die Pracht? Hörst du die Stimmen, die ich vernehme, zum erstenmal ganz deutlich vernehme? Ja, es soll geschehen, ich schwöre es dir, und wäre der Weg noch so weit, gäbe es der Hemmungen noch so viele. Ich will hinfort nicht nur mir selbst genug sein. Ich werde dem Ziele nachstreben, das des Lebens höchste Kunst bedeutet: Gutes zu wirken unter den Menschen! Erblickst du ihn dort — Jesus, den großen Galiläer, den Heiland? Verstehst du seinen Ruf: Lasset die Kindlein zu mir kommen, ihrer ist das Reich Gottes? Horch, wie die Orgel jauchzt und das große heilige Halleluja den ganzen Raum hier ausfüllt, überwältigend schön! Hörst du es?“

Mit verzückten Augen blickte er ins Leere und richtete sich plötzlich hoch auf, um im nächsten Augenblick ohnmächtig wieder zusammenzusinken.

Vor Schrecken bleich, stützte ihn die Mutter und schellte hastig nach der Diakonissin.

Im Gefühl der Freude darüber, daß mein erster Lehrauftrag mich nach Hochheim geführt hat, greife ich zur Feder. Die Tätigkeit an einer öffentlichen Schule, wie ich sie im verflossenen

Jahre als Studienreferendar kennengelernt, befriedigte mich eigentlich niemals. Entscheidende erzieherische Arbeit, das glaube ich zuversichtlich, kann nur am Alumnat geleistet werden. Und wenn ich nach kampfvollen Jahren des Tastens, Sehnens, Suchens schließlich zum pädagogischen Dienst mich berufen fühlte, so geschah es nicht, um der Jugend Wissen zu vermitteln — dazu sind andere gewiß geeigneter als ich — sondern aus dem Verlangen nach seelischer Wirksamkeit an ihr. In der Lernschule kommt man im allgemeinen den Seelen der Schüler wenig nahe. Hier in Hochheim aber werde ich — gottlob der gesetzlichen Vorbereitungszeit zum Amte und der damit verquickten peinlichen Entpersönlichung nun entronnen — wieder Gelegenheit finden, mich vor Aufgaben gestellt zu sehen, an welche ich mit heißem Herzblut und mit ganzer Kraft mich hinzugeben vermöge.

Doch halt! Was sagte Professor Berg?

Unwillkürlich legte ich soeben für einige Minuten die Feder aus der Hand, unterbrach meine Aufzeichnungen, schloß die Augen und blickte in mich hinein.

Weiß Gott, ein wenig bekommene war mir gelegentlich heute wirklich zumute, und wenn ich nachsinne, wie unter Umständen sich alles hier entwickeln könnte, schlägt doch mein Herz in schnellerem Takte, und dann fürchte ich beinahe, daß es sich vielleicht nicht so reibungslos an Neuland anfährt, wie ich es mir in meiner ersten Begeisterung ausmalte.

Ja, so war es auch:

Irgendwo im Garten begegnete mir der Direktor. Ein hochaufgewachsener Mann mit stark ergrauem Vollbart und strengem, fast düsterem Blick. Mich fröstelte, als er durch seine goldumrandete Brille mich forschend und kalt betrachtete. Ich ging barhäuptig und neigte tief den Kopf zum Gruße. Er sagte jedoch kein Wort und verschwand so schnell wieder, wie er aufgetaucht war.

Ich fühlte, daß ich errötete. Geschah es aus Verlegenheit, Ärger oder Schmerz? Ich weiß es nicht. Genug, die Begegnung brachte mich um ein gut Teil meiner zuversichtlichen, fröhlichen Stimmung. Das ist wahr.

Leidenschaftlich eilten dann die Gedanken zurück zum Direktor Z., dem ich bisher unterstellt war. Ganz recht, er ersparte uns Referendaren keine Bitternis und keine Demütigung, verlangte rücksichtslos die äußerste Hingabe an den Dienst. Aber niemals behandelte er uns unfreundlich. Immer sprach er voll Wärme, Güte, Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit, auch wenn er streng war. Immer überzeugte er uns durch sein überragendes Wissen und Können, selbst wenn er die ungewöhnlichsten Anforderungen an uns stellte.

„Doktor Alhard“, fragte er einmal, „wie lange haben Sie gestern gearbeitet?“ — „Bis zwölf Uhr nachts, Herr Direktor.“ — „Dann müssen Sie in Zukunft bis ein Uhr nachts arbeiten, denn bei der Durchsicht der Sekundaneraufsätze sind von Ihnen zwei Rechtschreibungsfehler übersehen worden!“

Dabei lachte er und klopfte mich väterlich auf die Schulter. Ich war beschämmt und korrigierte hinfort die Schülerarbeiten mit erhöhter Sorgfalt.

Ich fürchte, hier herrscht ein anderer Geist. Indessen —

Ja, und das ist das andere:

Lag auf dem Knaben nicht Sonnenlicht, der mir gestern als erstes menschliches Wesen in Hochheim über den Weg lief und voll Mitgefühl mich fragte, wohin ich zu gehen wünsche, als er mich ratlos am Tore stehen und suchen sah, und der mich dann zum Amtszimmer des Direktors leitete und mir mit strahlenden Augen erzählte, daß der Direktor sein Vater sei?

Liegt nicht Sonne hier über den Höfen und Gärten, den Schul- und Wohngebäuden so hell, so leuchtend, daß sie mich beinahe blendet?

Nein, Finsternis wird nicht das Wahrzeichen Hochheims sein. Wie sollten dann Jungen gedeihen können. Jugend will heiteren Himmel und fröhliche Menschen; Jugend braucht Freude.

Wie werden sie aussehen — die Knaben, welche ich hinfort betreuen soll? Noch ist niemand von ihnen angelangt. Erst

morgen und übermorgen kehren sie aus den Ferien zurück. Aber in Gedanken beschäftigte ich mich mit ihnen schon immerwährend.

Ich traf auf der Treppe den Diener, als er kam, um meine Zimmer herzurichten. Ich drückte ihm ein paar Groschen in die Hand und ließ mich auf ein kurzes Gespräch, das er sofort begann, gern mit ihm ein. Dadurch erfuhr ich mancherlei Wissenswertes.

Aus vierzehn Jungen wird meine Schülerfamilie bestehen, in deren Betreuung ich mich allerdings, wie der Direktor mir bereits mitgeteilt hatte, zu meinem Leide mit einem anderen Assessor teilen muß. Zwei Primaner werden es sein, vier Obersekundaner, vier Tertianer und vier Quartaner. Dies letztere verriet mir der Diener. Und übereifrig fügte er hinzu:

„Herr Doktor können sich glücklich preisen, ins Haus ‚Staufen‘ gekommen zu sein. In den übrigen Häusern leben meist sechszehn bis achtzehn Jungen zusammen. Und außerdem kümmert sich Professor Berg so gut wie gar nicht um seine Assessoren. Herr Doktor sind Assessor?“

„Natürlich – natürlich,“ vermochte ich kaum zu bestätigen, als ihm schon wieder hastig die Rede vom Munde floß.

„Ja, mit dem Professor Berg ist es eine merkwürdige Sache. Ein sehr gelehrter Herr! Man kann in seinem Zimmer niemals Ordnung schaffen. Überall liegen Bücher, Hefte, Zettel und Zeitungen umher. Ihm untersteht die wirtschaftliche Verwaltung des gesamten Alumnates. Um jeden Besen, den man braucht, muß man zu ihm laufen. Sehen Sie, darum hat er keine Zeit für die Jungen, und darum sind im Hause ‚Staufen‘ immer zwei Assessoren. In den andern Häusern gibt es neben dem Studienrat nur einen Erzieher. Ja, ja, Herr Doktor dürfen sich glücklich preisen!“

„Damit werde ich noch ein Weilchen warten,“ antwortete ich lachend dem geschwätzigen Alten. Im stillen aber seufzte ich: Welch ein Mißgeschick!

Nichts scheint mir nämlich mehr wider die Natur zu sein, als daß zwei, vielleicht vollkommen wesensverschiedene Menschen eine Anzahl Jungen gemeinsam erziehen sollen!

Inzwischen hatte ich dem Alten verständlich gemacht, daß ich die Möbel in meinen beiden Zimmern umgestellt haben wollte – sie standen durcheinander wie in einer Armeleutewohnung. Er tat es bereitwilligst, jedoch nicht ohne Kritik.

Dabei schalt er auf die Jungen, die in ihren Räumen nie Ordnung hielten, obwohl der Direktor unnachsichtig strafe. Mit der Höflichkeit eines Mannes von Anstand und Bildung bemerkte er:

„Das wird unter Herrn Doktor gewiß nun anders werden!“

Aus der Schar der Jungen nannte er wiederholt drei mit Namen.

Wie war es noch?

Richtig! Herbert heißt der, welcher es gut mit ihm meint; Heinz dagegen macht sich über ihn lustig, und Fritz ist ein Störenfried.

Ausgezeichnet! Ich bin neugierig, ob die Charakteristik stimmt. —

Ja, und dann das Letzte!

Beim Abendessen lernte ich Professor Berg kennen, einen wertvollen Menschen, wie ich sogleich fühlte, allem zum Trotz, was dann geschah.

Im Verlaufe der Unterhaltung erzählte auch er mir, daß er nur dem Namen nach und um der Ordnung willen an der Spitze des Hauses „Staufen“ stehe, im übrigen aber den Dienst seinen beiden Assessoren überlassen müsse.

„Erschrecken Sie nicht vor den tausend Anordnungen und Vorschriften, die hier überall herumhängen und herumliegen“, sagte er – mir haben sie von Anfang an Grauen eingefloßt! – „diese Dinge werden Ihnen schnell zur Selbstverständlichkeit werden. Im übrigen sind unsere Jungen fügsam, sie stammen aus guten Familien, wissen, wie man sich zu betragen hat, und wissen, zu welchem Zwecke sie hier leben. Sie besitzen nicht mehr Schwächen, freilich auch nicht mehr Tugenden als andernorts Kinder ihres Alters.“

Der freundliche Zuspruch machte mich mutig, und ich wagte die Äußerung:

„Vertrauen Sie mir, Herr Professor. Wenn ich nur nach meinem Herzen handeln darf, dann soll die Arbeit gelingen. Es war mein Wunsch, hierher zu kommen und hier wirken zu dürfen.“

„Wirklich?“ antwortete er. „Oh, Sie sind ein weißer Rabe!“

Das „Oh“ zog er sehr lang und, als ich ihn schweigend und plötzlich unsicher ansah, bemerkte er:

„Ich wünsche es Ihnen, daß Ihre Hoffnungen sich erfüllen; für heute indessen – gute Nacht, gute Nacht!“

Mechanisch öffnete ich die Tür zu meinem Zimmer und bedurfte in der Tat einiger Zeit, um aus der innerlichen Verwirrung, in welche er mich gestürzt hatte, herauszufinden.

Aber nun habe ich mich wieder fest in der Hand und gehe trotz der mannigfachen kleinen Beunruhigungen, welche der Tag mir brachte, und trotz der Trauer, die über meinem eigenen Leben liegt, zuversichtlich an die Arbeit.

14. April.

Ich komme von Gräbern zur Jugend, von lieben Toten an den Quell des Lebens!

Ist meine Seele recht bereitet?

Leid hab' ich getragen, namenlos tiefes Leid, Tränen vergossen. Und nun muß ich voll Frohsinns sein und Freude wirken!

Werde ich es vermögen?

Ich bin mir der Hinfälligkeit aller irdischen Herrlichkeit bewußt geworden, erkenne, daß unsere Lebenstage wie ein Hauch verwehen, und muß doch Ziele setzen und Zuversicht verheißen und Glauben schaffen!

Wird es gelingen?

Ja, es wird gelingen! Mit Mühe und durch Arbeit! Und in der Gewißheit, daß wir alle umfangen sind in dem Willen des Einen, der Leben und Tod gewollt hat, und der über Leben und Tod gebietet.

15. April, Sonntag nachmittag.

Der Direktor ist Mathematiker. Ich gestehe, daß ich gegen Mathematiker immer eine Abneigung hatte. Ich weiß nicht warum. Aber in diesem Falle macht mich noch etwas Besonderes innerlich unsicher. Ich bin hilflos, bin verloren, wenn ich mit Menschen umgehen muß, die kein Herz besitzen. Und ich fürchte, der Direktor besitzt kein Herz.

Wie freute ich mich heute des schönen Sonntagmorgens, und wie froh pilgerte ich durch den Wald! Ich hielt Zwiesprache mit Bäumen und Sträuchern, mit Blumen und Tieren. Rein war meine Seele und weit. Kein Groll erfüllte sie, keine Spur einer Kränkung.

In solcher Freiheit und Reinheit kehrte ich heim, kleidete mich wohlgemut um und ging, ich möchte sagen: mit singender Seele – hinüber zum Direktor, um ihm in aller Ordnung und Feierlichkeit den pflichtmäßigen Antrittsbesuch abzustatten.

Ach aber, wie krampfte sich meine Seele zusammen! Eisige Kälte schlug mir entgegen, während mein Herz in heißer Glut brannte.

„Guten Tag!“ – „Guten Tag!“

Wieviel Freundlichkeit kann man in die zwei Worte legen! Und man kann sie auch so aussprechen, als ob Winterstürme um das Haus jagen.

Wir setzten uns, er rückte seine Brille zurecht, und mein Verhör begann.

„Ihr Bildungsgang war unregelmäßig?“

„Allerdings.“

„Heidelberg, Freiburg, Marburg, Berlin – – etwas reichlich! Wie kam das, und was bezweckten Sie damit?“

Zweck? Ich antwortete – – Ich weiß nicht mehr meine Antwort. Ich habe sie vergessen. Sie war bestimmt töricht und unaufdringlich.

Mich interessierten die merkwürdig unruhigen, kalten Augen dieses Mannes mehr als meine eigenen Worte. Vielleicht auch, weil ich merkte, daß er mir kaum zuhörte. Ich suchte irgend etwas, wo ich zufassen, woran ich mich halten konnte, um

Sicherheit vor ihm zu gewinnen. Blitzschnell fuhr mir dabei der Gedanke durch den Kopf: Bin ich jetzt unbekannt, oder ist er es?

Er hatte inzwischen den Gegenstand des Gespräches gewechselt. Er sprach von Herbart und seinen Formalstufen! Ausführlich und gründlich. Meine Verlegenheit muß sehr deutlich auf meinem Gesicht zum Ausdruck gekommen sein. Denn plötzlich stellte er eine Frage an mich, die ich wieder ungeschickt beantwortete, wodurch ich mir den Tadel zuzog: „In der Geschichte der Pädagogik sind Sie offenbar nicht mit übergrößen Kenntnissen belastet! Ja, davon will heute niemand mehr etwas wissen. Aber mit Schlagworten erzieht man die Jugend nicht!“

Das letztere war mir aus der Seele gesprochen. Aufs neue erglühte mein Herz. Ich wollte etwas sagen, ihm zustimmen, sein Vertrauen erwerben.

Aber schon begann er, mich nach meiner politischen Ge- sinnung abzutasten.

Überraschend stark betonte er, daß ein Staatsbeamter keine politische Meinung haben dürfe.

Ich machte nicht den Versuch, eine Antwort zu geben. Ich war zufrieden, daß ich zu diesem Thema schweigen konnte.

In seine staatspolitischen Betrachtungen mischte er dann wieder pädagogische Gedanken. Wörtlich sagte er:

„Wir wollen nicht vom Hauptgegenstand unserer Unterhaltung abweichen. Wenn ich einen Pädagogen wie Herbart auch verehre und überzeugt bin, daß wir immer noch viel von ihm lernen können, so wünsche ich selbstverständlich trotz allem, daß in Hochheim nach den Methoden unterrichtet wird, welche gegenwärtig die Behörde vorschreibt. Sie kennen die Grundsätze des Arbeitsunterrichtes?“

„Gewiß, Herr Direktor!“

Mir blieb nicht Zeit, mehr zu entgegnen. Denn in dem Augenblick betrat mit freundlichem Gruße die Gattin des Direktors das Zimmer.

Und mir war, als würde nun lichtheller Tag!

Hochgewachsen auch sie, kastanienbraunes, volles Haar, bleiche Gesichtsfarbe. Jeder Zoll eine Dame, dachte ich und beugte mich über ihre wohlgeflegte Hand, die sie mir zum Gruß darbot, während der Direktor mich vorstellte:

„Unser neuer Erzieher im Hause ‚Staufen‘, Assessor Dr. Alhard.“

Nachdem wir unsere Plätze wieder eingenommen hatten, kam die Unterhaltung zunächst nur langsam und stockend in Fluß. Ich mußte abermals eine Reihe Fragen beantworten. Ob ich des ungewöhnlich frühen Frühlings mich freue, den uns dies Jahr schenke; ob ich ein wenig bereits mich eingelebt habe in Hochheim; ob ich Tennis spiele, die Musik liebe, und ob ich verlobt sei. Meine Erwiderungen fanden Beifall. Denn ich konnte alle Fragen bis auf die letzte bejahen. Und daß ich diese nicht bejahte, schien, ich weiß nicht warum, angenehm vermerkt zu werden.

Der Direktor sagte nicht mehr viel.

Inzwischen mochten zehn Minuten vergangen sein, und ich beschloß, mich zu verabschieden.

Als wir uns bereits erhoben hatten, erkundigte sich die Frau Direktor flüchtig noch nach meinem Vater und der Mutter. Meine Mitteilung von dem schweren Unglück, dem sie zum Opfer gefallen sind, von ihrem jähren, unerwarteten Lebensende erfüllte sie mit Entsetzen.

„Im vorigen Jahre ist Freunden unserer Familie Ähnliches widerfahren,“ rief sie aus. „Gott im Himmel, was sind wir Menschen für armselige Geschöpfe!“

Ich fühlte, daß sie mir mit Teilnahme die Hand drückte, und daß ihre Worte, mich auch in Trauer und Einsamkeit tapfer zu halten, aufrichtig gemeint waren.

Der Direktor blieb auch jetzt unpersönlich. Ein sonderbare Mensch.

Abends.

Ich ging noch einmal hinaus. Ein Wegstück nur. Um mich des Abends zu freuen und am Waldduft mich sattzutrinken.

Denn es ist Unruhe in mir vor allzu vielen Erwartungen. Zwei Nächte noch! Dann soll die Arbeit beginnen. Wie durste ich der Stunde entgegen!

Merkwürdig übrigens: als ich vorhin aus dem Hause trat, ging just der Sohn des Direktors an mir vorüber. Er starrte mich mit seinen großen, klaren, blauen Augen an und schien es sich zu überlegen, ob er grüßen wolle. Schließlich nahm er die Mütze ab.

Sagte ich schon, daß er Manfred heißt? Das hat er mir neu- lich bereits erzählt.

16. April.

Ich bin fröhlich und zuversichtlich.

Die Jungen sind im Laufe des Tages hier angelangt, und wenn ich dem ersten Eindruck vertrauen darf, dann ist es gewiß, daß wir gute Freunde miteinander werden.

Sie haben mich ebenfalls geprüft! Wieviel gefährlicher frei- lich war das für mich! Sie fragten allerdings wenig nach meinem Studiengang, noch weniger danach, ob ich verlobt bin. Aber das wollten sie auf den ersten Blick und beim ersten Gruße wissen: hält er zu uns, oder ist er ein Streber; wird er hier herrschen, oder werden wir ihn unterkriegen?

Niemand sagte das. Aber allen standen die Fragen auf der Stirn geschrieben. Nicht wahr, ihr kleinen Racker, ich habe euch recht durchschaut? Und, nicht wahr, ihr habt es ebenfalls sofort gefühlt: unsere Herzen werden sich finden?

Im übrigen sind Kleinigkeiten für Jungen wichtige Angele- genheiten. Das habe ich bereits gelernt, und es bedeutet, daß der Erzieher unendlich viel Zeit für seine Kinderschar besitzen muß.

Auf Zeit, Geduld und Liebe wird es hinfert ankommen. Mir soll es daran nicht fehlen.

Ich fürchte, viel Geduld werde ich auch meinem Mitarbeiter gegenüber aufwenden müssen. Er traf am späten Nachmittage ebenfalls in Hochheim ein und erschien sofort in meinem Zimmer.

Ich erschrak bei seinem Anblick. Er trug zu dunklem Anzuge grünen Schal und rötliche Halbschuhe! Er sprach die erste Viertelstunde nur von sich. Stolz berichtete er, wie planvoll er sein Studium getrieben habe, so daß er jetzt, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, bereits Assessor wäre.

„Es ist eine unangenehme Sache“, meinte er dann, „äußerst unangenehm, daß ich, wie ich sehe, Unterricht in Erdkunde erteilen soll. Ich habe mich nur mit meinen eigenen Fächern, den neueren Sprachen, auf der Universität beschäftigt. Aber schließlich tut es nichts. Wenn es sein muß, unterrichte ich Chinesisch.“

„Sie treiben Chinesisch?“ fragte ich zerstreut, durch seine Wesensart gelangweilt.

„Eben nicht,“ lachte er. „Wie soll ich dazu kommen! Aber ich würde keine Bedenken tragen, das bißchen Wissen mir schnell anzueignen, das notwendig ist, um eine Unterrichtsstunde auch in einem mir weltfremden Fache zu geben.“

„Ich bewundere Sie,“ log ich und besah mir dabei seine unerhöht knochigen Hände.

Wie kann man nur, dachte ich, solche Hände haben! Ich wäre wirklich unglücklich, wenn ich mit diesen Händen herumlaufen müßte.

Er ließ sich durch meine Unaufmerksamkeit nicht stören und schwatzte unaufhörlich. Ich nahm von alledem nur so viel wahr, daß er schon beim Beginn der verflossenen Osterferien dem Direktor sich vorgestellt und über seine Pflichten hier sich bis ins Kleinste unterrichtet hatte.

„Welchen Eindruck“, erkundigte er sich plötzlich, „macht der Direktor auf Sie, Herr Kollege?“

Die Anrede „Herr Kollege“ gebrauchte er übrigens in jedem Satze mehrere Male.

„Der Direktor?“ erwiderte ich langsam. „Merkwürdig, ich habe noch keinen Eindruck von ihm gewinnen können. Ich vermag nicht so schnell zu einem Urteil zu gelangen. Aber das muß ich gestehen: seine Frau hat mir ungewöhnlich gut gefallen. Ich wurde, als ich sie erblickte, von dem Gefühl vollkommen be-

herrscht: jeder Zoll eine Dame! Sie nehmen hoffentlich als Neuprachler keinen Anstoß an der Umdichtung Shakespeares?"

Er beachtete indessen gar nicht meine spöttische Bemerkung, sondern fuhr erregt auf:

"Woher kennen Sie die Gattin des Direktors?"

"Woher? Ich habe am Sonntag Besuch im Hause des Direktors gemacht!"

"Das werde ich natürlich ebenfalls tun. Bis zum nächsten Sonntag sind allerdings noch fünf Tage. Das ist vielleicht zu lange. Kann ich nicht wochentags Besuch machen, an irgend einem Nachmittag?"

"Ich kenne die Gepflogenheiten hier nicht," antwortete ich, stand auf und öffnete das Fenster.

Er erhob sich nun auch und trat nahe an mich heran. Ich empfand ein körperliches Unbehagen und lehnte mich weit zum Fenster hinaus mit den Worten: Welch schöner, warmer Abend; die Amseln flöten in den Zweigen, als gehöre ihnen allein die Welt."

"Ich hab's", rief er plötzlich, "ich werde Professor Berg um Rat fragen. Der kennt gewiß die Gewohnheiten des Direktors und weiß, wie man es anfangen muß, um angenehm aufzufallen."

Armes Büschchen, dachte ich, da kommst du an eine falsche Adresse! Professor Berg ist, wie ich bereits weiß, kein Freund des Direktors und ein Feind gesellschaftlicher Formen, die nur auf Äußerlichkeiten beruhen. Aber ich behielt meine Kenntnisse für mich. Es widerstrebt mir, Ungünstiges über den Direktor oder über Professor Berg auszusagen.

Als ich also schwieg, begann er ein anderes Thema der Unterhaltung.

"Befriedigt Sie Ihr Stundenplan? Was bekommen Sie zu tun?" Ich schnurrte mechanisch her: „Zwei Religionsstunden in Sexta, Deutsch und Geschichte in Obertertia, Geschichte in Obersekunda, Deutsch in Unterprima!"

"Sie unterrichten in der Prima?" fuhr er mich an, erneut in sehr erregten Ton verfallend.

"Ich denke, daß ich so sagte."

"Unerhört! Ich bin nur in Mittelklassen gesteckt worden."

"Ein Zufall!"

Ich gab die Antwort gedankenlos. Aber er griff sie sofort mit Behagen auf.

"Natürlich ist es nur Zufall, selbstverständlich! Der Direktor ließ mich neulich ausdrücklich wissen, daß er Gutes über mich in den Akten gelesen habe."

Ich schwieg. Schwieg sehr bewußt! Er merkte jedoch nichts, sondern überraschte mich abermals mit einer wichtigen Frage: "Kennen Sie Ihre Akten?"

"Um Gottes willen! Was sollte mich daran interessieren?"

"Die Berichte in den Akten sind entscheidend für unsere Anstellung! Sie wissen wohl nicht, daß heute auch wir Assessoren berechtigt sind, Einblick in unsere Akten zu verlangen?"

Ich wußte es nicht! Er war entsetzt!

Glücklicherweise erhoben in dem Augenblick die Jungen draußen ein Geschrei.

"Ich will doch nachschauen, was dort vor sich geht," rief ich, "entschuldigen Sie mich für heute."

"Ich komme mit", erwiderte er schnell, „es ist gut, wenn ich mich gleich einmal sehen lasse. Wir werden hier mit eiserner Hand durchgreifen müssen. Im Alumnat ist nur mit Strenge auszukommen."

Ich starrte ihn an — aus mehr als einem Grunde nun meinerseits entsetzt. Aber das Glück war mir gewogen. Der Diener polterte just mit dem Koffer des jungen Mannes die Treppe herauf, und nun zog er es vor, sich um seine Sachen zu kümmern, und mich mit den Jungen allein zu lassen.

Ja, das hatte ich noch vergessen zu sagen: Hagemann ist der Name dieses Menschen, Assessor Hagemann.

Ich blieb dann bis zum Abendessen im Tagesraum der Jungen, plauderte mit ihnen und versuchte, ihre Interessen und Eigenarten kennenzulernen. Sie nahmen mich freundlich in ihrer Mitte auf.

(Fortsetzung folgt)

Kleine Beiträge

Pestalozzi: Sämtliche Werke

Große kritische Ausgabe, Bd. 16, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1935.

Es bedeutet ein ganz außerordentliches Verdienst des Verlages Walter de Gruyter, das schwere Unternehmen einer Gesamtausgabe der Werke Heinrich Pestalozzis getreu, gediegen und vollständig weiterzuführen. Jetzt ist der 16. Band herausgekommen (zu den bereits vorliegenden Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11 und 13 hinzu). Er enthält 368 Seiten Text, dazu 300 Seiten Textkritik, Sacherklärung und Worterklärung! Die bewegte Zeit der „Methode“ auf Schloß Burgdorf spiegelt sich in diesen Schriften und Entwürfen wieder, von denen fünf Stücke bisher bekannt, die übrigen zehn zum erstenmal gedruckt sind (teilweise als ganz neu, teilweise als ältere Fassungen, teilweise als Entwürfe).

In den „Gedanken über Volkserziehung auf dem Lande“ (an die Gräfin Charlotte Schimmelmann; ob abgeschickt, ist nicht sicher) kehrt der ganze große und warme Pestalozzi der ersten Schriftstellerepoche (1780—85) wieder, mit seinem Glauben an die von Gott in den Menschen gelegten Kräfte und mit seinem Appell an diejenigen, die für die rechte Leitung und Befreiung dieser Kräfte berufen sind. „Gnädige Frau, Sie werden als Mensch viles, als Herrschaft weniges auf ihre Unterthanen vermögen ... Wenn die Menschen auch allgemein verhertet vor unseren Augen erscheinen, so ist dennoch hinter aller Roheit unsers Verderbens Wohlwollen und eine gute Meinung der Grundzug im Charakter der meisten. Tausend und tausend wären gern gut, wenn sie nur könnten, wenn es ihnen nicht an Kraftbildung, an Reiz und an Handbiethung zum Guten mangelte.“ Es hängt fast alles an denen,

die die Gewalt und Führung haben, und darum wendet sich Pestalozzi immer wieder an sie. Hier ist ein Satz, der nach den Ergänzungen im textkritischen Apparat, sowie sie mir hier vorliegen, sicher so heißen müßte (und nicht wie es im Text abgedruckt ist): „Erschrecken Sie nicht, Gräfin, ich sage nicht, das Volk muß die Verfassung enderen, um sich erziehen zu können, ich sage nur — die, so das Volk erziehen wollen, müssen auch immer machen, daß man ihns erziehen kann, oder aufhören zu sagen, daß sie es wollen.“ (Es kommt in solchen Textbereinigungen nicht nur auf sogenannte philologische Genauigkeit, sondern auch auf die Fähigkeit an, den Sinn der Worte bei aller Lässigkeit Pestalozzis in Sachen der Rechtschreibung zu erfassen, und vor allem seinen Geist.) Der Abdruck dieses Stücks ist wertvoll besonders darum, weil er die Rückkehr Pestalozzis aus der schweren Zeit seiner Krise auf dem Neuhof (1785—98) zu seiner ursprünglichen, ganz ihm eigenen Idee und Haltung zeigt, sobald er wieder ein Feld des Wirkens unter Menschen hat.

In die gleiche Linie gehören die wundervollen beiden letzten Stücke „Weltweib und Mutter“ und „Fragment über die Erziehung des Weltkindes“ (in der ältern Fassung hier zum erstenmal veröffentlicht), ebenso manches aus den Repliken Pestalozzis auf die „Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode“ von Pfarrer J. R. Steinmüller in Gais. Warum Pestalozzi seine Methode in die Hand der Mutter zurücklegen will, das verteidigt er in den „Noten“ gegen Steinmüller und in dem Gespräch „Joseph und Claus“ zum Beispiel so (Steinmüller hatte in demagogischer Weise Pestalozzi öffentlich der Gleichgültigkeit und Verachtung gegenüber dem Schullehrerstand bezichtigt): „Daß ich den Naturtrieb der Mutter benutzen und sie so viel möglich fehig machen möchte, den Elementar-